

SWR2 Essay

Der Scheideweg

Zu einer Basis-Chiffre der Wahlfreiheit

Von Johannes Bilstein

Sendung: Montag, 23. Januar 2017

Redaktion: Johannes Bilstein

Produktion: SWR 2016

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Service:

SWR2 Essay können Sie auch als Live-Stream hören im **SWR2 Webradio** unter www.swr2.de oder als **Podcast** nachhören: <http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/essay.xml>

Mitschnitte aller Sendungen der Redaktion SWR2 Essay sind auf CD erhältlich beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden zum Preis von 12,50 Euro.

Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030

Bestellungen per E-Mail: SWR2Mitschnitt@swr.de

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

1. Ein amerikanisches Poem

Es gibt ein Gedicht von dem amerikanischen Lyriker Robert Frost, das zum Kernbestand der US-Literatur gehört.

Es ist eines der am weitesten bekannten Gedichte im amerikanischen Kulturkreis, wer immer eine weiterführende Schule in den USA besucht hat, ist ihm mit großer Wahrscheinlichkeit irgendwann begegnet.

Wichtig ist es vor allem, weil es zwei zentrale Motive des amerikanischen Selbstverständnisses thematisiert:

die Vorwärtsbewegung und den Mut zur Entscheidung

In der Übersetzung von Paul Celan lautet das Gedicht folgendermaßen:

Robert Frost: Der unbegangene Weg

In einem gelben Wald, da lief die Straße auseinander,
und ich, betrübt, daß ich, ein Wanderer bleibend, nicht
die beiden Wege gehen konnte, stand
und sah dem einen nach so weit es ging:
bis dorthin, wo er sich im Unterholz verlor.

Und schlug den andern ein, nicht minder schön als jener,
und schritt damit auf dem vielleicht, der höher galt,
denn er war grasig und er wollt begangen sein,
obgleich, was dies betraf, die dort zu gehen pflegten,
sie beide, den und jenen, gleich begangen hatten.

Und beide lagen sie an jenem Morgen gleicherweise
voll Laubes, das kein Schritt noch schwarzgetreten hatte.
Oh, für ein andermal hob ich mir jenen ersten auf!
Doch wissend, wie's mit Wegen ist, wie Weg zu Weg führt,
erschien mir zweifelhaft, daß ich je wiederkommen würde.

Dies alles sage ich, mit einem Ach darin, dereinst
und irgendwo nach Jahr und Jahr und Jahr:
Im Wald, da war ein Weg, der Weg lief auseinander,
und ich – ich schlug den einen ein, den weniger begangnen,
und dieses war der ganze Unterschied.

Celan hat für die Übersetzung die ursprüngliche Reimgestalt des Gedichtes aufgegeben, dadurch wirkt der Text weniger schematisch, noch mehr reflektierend, vielleicht auch noch etwas zweifelnder und bedächtiger als er das im englischen Original ist.

Robert Frost: The road not taken

Two roads diverged in a yellow wood,
And sorry I could not travel both
And be one traveler, long I stood

And looked down one as far as I could
To where it bent in the undergrowth;

Then took the other, as just as fair,
And having perhaps the better claim,
Because it was grassy and wanted wear;
Though as for that, the passing there
Had worn them really about the same.

And both that morning equally lay
In leaves no step had trodden black.
Oh, I kept the first for another day!
Yet knowing how way leads to way,
I doubted if I should ever come back.

I shall be telling this with a sigh
Somewhere ages and ages hence:
Two roads diverged in a wood, and I-
I took the one less traveled by,
And that has made all the difference.

Die Geschichte scheint klar zu sein:
Da steht jemand vor zwei Wegen, die beide gleich sinnvoll und gleich gut erscheinen:

„Und beide lagen sie an jenem Morgen gleicherweise
voll Laubes, das kein Schritt noch schwarzgetreten hatte.“

And both that morning equally lay
In leaves no step had trodden black.

Der Wanderer will eigentlich beide Wege gehen, es tut ihm leid, dass er das naturgemäß nicht kann:

Sorry I could not travel both.

Also muss er sich entscheiden, für den einen, gegen den anderen.

Und im Nachhinein, in der Schlusstrophe, stellt der Dichter das dann noch einmal in den Vordergrund:

Dass aus seiner Entscheidung für den einen Weg, den weniger begangenen, sich alles Weitere ergeben hat;

and that has made all the difference.

2. Ein archaisches Bild

Robert Frosts Gedicht stammt von 1916, und was da recht unaufgeregt-selbstverständlich und eher etwas bescheiden formuliert wird, ist im Kern eine uralte Geschichte, die uns zurückführt an den Beginn der europäischen Philosophie:
es ist die Geschichte von den zwei Wegen, in denen sich die unterschiedlichen Lebens-Möglichkeiten der Menschen versinnbildlichen.

Den wahrscheinlich ersten Beleg finden wir bei Hesiod, in seinem Lehrgedicht „Werke und Tage“, das um 700 vor Christus herum entstand.

Dort geht es um die Ordnung der Menschen, geregelt durch Recht und Gesetze, und um die – vor allem bäuerlich verstandene – Arbeit, die den Menschen auszeichnet.

Dringlich führt der Sprecher seinem Bruder Perses vor Augen, dass ein frevelhaftes Leben leicht zu führen ist, dass moralische Dürftigkeit einfach zu haben ist:

Wörtlich:

„glatt ist der Weg und sie wohnt ganz nah.“

Und dann kommt die gut gemeinte Mahnung:

„Vor das Gedeihen jedoch haben die ewigen Götter den Schweiß gesetzt.

Lang und steil ist der Pfad dorthin und schwer zu gehen am Anfang.

Kommst du jedoch zur Höhe empor, wird er nun leicht, der anfangs so schwer war.

Der ist von allen der beste, der alles selbst einsieht und bedenkt, was schließlich und endlich Erfolg bringt;

tüchtig aber ist auch, wer guten Rat von anderen annimmt.“

Damit ist bei Hesiod ein Grund-Bild aufgerufen, das sich von dort aus durch die gesamte europäische Geistesgeschichte zieht:

dem Menschen stehen verschiedene Wege offen, er kann und muss sich zwischen dem guten und dem schlechten Pfad entscheiden.

Dabei ist der gute Pfad durch Arbeit und Mühen, durch Schweiß und Anstrengung gekennzeichnet.

Andersherum argumentiert:

Es sind die eigene Entscheidung und die eigene Anstrengung, welche hier bei Hesiod den tugendhaften Mann auszeichnen;

und diese Wahl, die jeder hat und jeder treffen muss, wird in einer breit entwickelten Metaphorik des Weges verbildlicht.

Belege für diese Bildlichkeit finden sich über die ganze Antike verstreut – beginnend eben bei Hesiod oder auch mehrfach bei Homer.

Und tatsächlich bietet der Weg eine der existenziellen Metaphern schlechthin:

Jeder erwachsene Mensch kennt die zugrundeliegende Erfahrung, hat selbst schon einmal vor der Frage: „Rechts oder links?“ gestanden.

Wird diese Erfahrung zur Metapher für die Notwendigkeit moralischer, politischer, religiöser, militärischer oder ästhetischer Entscheidung, dann ist damit auf die räumlich-körperlichen Grundlagen allen menschlichen Lebens verwiesen, wird zugleich Bewegung und Vorwärtskommen thematisiert.

Das gilt für den Weg zum Himmel oder den Weg zum Guten, den Weg des Liedes (Homer) oder den Weg der Seele, den Weg des Feuers oder des Wassers oder eben auch den Weg zum ewigen Heil.

Der Weg erscheint so als eine universelle, transhistorisch funktionierende Metapher, als ein – so Martin Heidegger – „Urwort der Sprache, das sich dem sinnenden Menschen zuspricht.“

Offensichtlich bietet sich die Grunderfahrung des Weges:
dass der Raum strukturiert ist,
dass es da vorgebaute Möglichkeiten der Bewegung gibt,
und dass man die Wahl hat zwischen verschiedenen dieser Vor-Bahnungen –
offensichtlich bietet sich diese Grunderfahrung seit dem Beginn unseres Denkens an, wenn wir
Entwicklung und Bewegung, Alternativen und Zwänge unseres Lebens zur Sprache bringen
wollen.

Weg – griechisch „hodos“:

Damit ist, ausgehend von einer räumlich-körperlichen Erfahrung, schon früh auch das
Voranschreiten des Geistes, die Bewegung der Gedanken und der Überlegungen
angesprochen:
der Weg des Forschens und des Geistes.

Die existenzielle Erfahrung des Weges, des hodos, überträgt und abstrahiert sich so auf den
Versuch, denkend das eigene Denken zu verstehen:
Nicht zuletzt der Begriff der „Methode“ entsteht aus diesem Kontext, ursprünglich gemeint als
der – gedankliche und forschende – Weg auf ein Ziel hin: meta-hodos.

Von Beginn an also zieht sich die Wege-Metaphorik durch unser Denken und unsere – sei es
philosophische, sei es erzählende – Literatur.

Und dies auch im Christentum.

„Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben“ (Johannes 14,6)

– dieses Jesus-Wort bietet schon den frühen Christen Deutungsmöglichkeit für ihre eigenen
religiösen Absichten – für ihre Versuche also, dem irdischen Leben ein Ziel zu geben und die
eigene Seele zur Umkehr zu führen.

Belege finden sich dann auch bei Matthäus, immerhin in der Bergpredigt:

„Tretet ein durch die enge Pforte.

Denn weit und breit ist der Weg, der ins Verderben führt, und viele sind es, die auf ihm
hineingehen.

Doch eng ist die Pforte und schmal der Weg, der ins Leben führt, und wenige sind es, die ihn
finden.“ (Mt. 7,14)

Ein schmaler und mühsamer Pfad führt zur Tugend, ein breiter und gemütlicher Weg mündet im Laster:

Das alte Hesiod'sche Motiv taucht hier nun auch im christlichen Umfeld wieder auf.

Die Erfahrung eines Menschen, der auf einem Weg geht und sich dann zwei alternativen Möglichkeiten des Weitergehens konfrontiert sieht, ist also in unserer Kultur früh und durchgängig metaphorisiert worden:

- sei es als Bild innerhalb der Tugend-Diskurse, in denen es darum geht, die rechten Maximen der Lebensführung zu erwerben
- sei es als Wissens-Metapher – vor allem im Begriff der Methode
 - sei es als moralische Metapher für die Notwendigkeit, sich für eine, die richtige Seite zu entscheiden
- oder sei es als religiöses Gleichnis, das die Hinwendung der Seele zu Gott verbildlichen soll.

Von den vielen Wegen und Weges-Geschichten, die uns in der europäischen Ideen- und Denk-Geschichte begegnen, hat freilich eine ganz besonders herausragende Bedeutung gewonnen.

3. Herkules am Scheidewege

Die Notwendigkeit, den rechten von zwei Wegen auszusuchen, spitzt sich in der Scheideweg-Szene noch einmal besonders zu:

da liegen nicht nur zwei Wege vor einem Menschen, der wird auch nicht nur – wie bei Hesiod – gemahnt, den rechten zu nehmen, sondern er steht selbst direkt an der Weggabelung, muss sozusagen mit dem nächsten Schritt sich für einen der beiden Pfade entscheiden – denn beide zugleich kann er ja nicht nehmen.

So ist das ja auch bei Robert Frost:

And sorry I could not travel both
And be one traveler, long I stood

Für diese Situation gibt es eine Art Prototyp, und das ist Herakles oder – lateinisch – Herkules.

Herakles am Scheidewege – diese Geschichte ist zum ersten Mal wohl bei Xenophon dokumentiert, in seinen Memorabilien, die etwa 364 vor Christus niedergeschrieben wurden.

Xenophon greift darin auf den eine Generation älteren Sophisten Prodikos zurück und erzählt ausführlich, wie Herakles, gerade zum Jüngling herangereift, an einem einsamen Ort steht und nicht weiß, welchen von zwei Wegen er einschlagen soll.

Da kommen zwei Frauen auf ihn zu, beide „von hoher Gestalt“.

Die eine – und nun wörtlich in der Übersetzung von Otto Güthling –
„Die eine war schön anzusehen und edel, Reinheit war ihres Leibes, Schamhaftigkeit ihrer Augen, Sittsamkeit ihrer Haltung Schmuck; ihre Kleidung war weiß.

Die andere war wohlgenährt bis zur Fleischigkeit und Üppigkeit, die Farbe geschminkt, so dass sie weißer und röter sich darzustellen schien, als sie wirklich war, und ihre Haltung so, dass sie gerader zu sein schien als von Natur;

die Augen habe sie weit offen gehabt und ein Kleid getragen, aus dem am meisten die jugendliche Schönheit hindurchschimmern kann; wiederholt habe sie sich selbst angesehen, aber auch sich umgesehen, ob sie auch ein anderer beschau, oft habe sie auch nach ihrem eigenen Schatten hingesehen.“

Zwei sehr verschiedene Damen sind es also, die da auf Herakles zukommen, und während die eine: areté – die edle und sittsame – ruhig an ihm vorbeigeht, fängt die andere: kakia, an, sich zu erklären und um den jungen Mann zu werben.

„Ich sehe, Herakles, dass du unschlüssig bist, welchen Lebensweg du einschlagen sollst; wenn du nun mich zur Freundin nimmst, dann werde ich dich den angenehmsten und bequemsten Weg führen, keine Lust soll dir verloren gehen und von Beschwerden sollst du verschont bleiben.“

Das ist recht vielversprechend, und die Dame erklärt auch, wie sie Herakles solche Annehmlichkeiten garantieren kann:

Um Kriege und Händel brauche er sich nicht zu kümmern, er werde immer das Angenehmste zum Essen und Trinken finden, weich schlafen und so alle möglichen Freuden erleben.

„Meine Freunde – so gibt sie sich zu erkennen – meine Freunde nennen mich Glückseligkeit (Eudaimonia), meine Feinde dagegen Lasterhaftigkeit (Kakia).“

Ein sehr attraktives Angebot also bekommt Herakles da, aber es erfährt Widerspruch.

In der Zwischenzeit ist nämlich auch die andere Dame wieder herbeigekommen: sie will der Lasterhaftigkeit wohl doch nicht so ganz das Terrain überlassen.

Und auch sie hält nun eine Rede.

Sie betont, dass sie Herakles nichts vormachen wolle, dass sie ihm vor allem Anstrengungen zu bieten habe.

„Willst du, dass die Götter dir gnädig seien, so musst du sie ehren; willst du von deinen Freunden geliebt werden, so musst du ihnen gutes erweisen; willst du von irgend einem Staate geehrt werden, so musst du dem Staate nützlich werden;“

Usw. Usw. ,

Bis zu:

„trachtest du danach, im Kriege dir Ruhm zu erwerben, ... dann musst du ... die Regeln der Kriegskunst erlernen, ... dich auch in der Anwendung derselben üben; möchtest du aber endlich auch körperlich kräftig sein, so musst du deinen Körper gewöhnen, dem Geiste zu gehorchen und unter Anstrengungen und Schweiß ihn abhärten.“

Das sind recht viele Anforderungen an den jungen Herakles – der Weg der Tugend scheint einigermaßen mühevoll zu sein, und auch vom Schweiß ist mal wieder die Rede.

In diese Kerbe haut nun wiederum die Laster-Dame:

„Merkst du nun wohl, Herakles, was für einen schweren und langen Weg zum Lebensgenuss dich dies Weib da führen will?

Ich dagegen werde dich einen bequemen und kurzen Weg zur Glückseligkeit führen.“

Und nun kehrt sich der Wahlkampf in Negative, heftig und leidenschaftlich beginnt die Tugend, das Laster zu beschimpfen:

„...Ehe du ein Verlangen hast, füllst du dich mit allem an; du isst, ehe dich hungert, trinkst, ehe dich dürstet.

... und um sanft schlafen zu können, ...schaffst Du dir ... weiche Betten ...an, denn nicht weil du arbeitest, sondern weil du nichts zu tun hast, verlangst du nach dem Schläfe. Den Liebesgenuss ... erzwingst du,... indem du alle Mittel anwendest und Männer wie Frauen gebrauchst.“

Im übrigen – fügt die Tugend noch hinzu – sei das Laster schlecht angesehen, von den Göttern verstoßen und von guten Menschen verlacht, werde auch im Alter gar nicht mehr geachtet.

Sie selbst, die Tugend dagegen verkehre mit den Göttern und den Besten unter den Menschen.

“Ich bin eine beliebte Mitarbeiterin den Künstlern,
eine treue Wächterin des Hauses den Herren,
eine wohlwollende Beschützerin den Sklaven,
eine gute Gehilfin an den Geschäften des Friedens,
eine zuverlässige Mitkämpferin im Kriege
und die beste Genossin in der Freundschaft.“

Die ganze Werbe-Rede der Tugend mündet dann in der Schluss-Botschaft:

„Wenn du, Herakles, du Sohn würdiger Eltern, dich solchen Anstrengungen unterziehst, dann kannst du die göttlichste Glückseligkeit erreichen.“

„Göttlichste Glückseligkeit“ – das sind große Versprechen!

Und bekanntlich entscheidet sich Herakles dann für den steinigen Weg der Tugend, der ihn zu eben diesem letzten Heil führt.

Das ist die Ausgangsgeschichte.

Xenophon übernimmt sie von Prodikos und erzählt sie so – indirekt – wiederum einem Jüngling, den er ins Erwachsenen-Leben führen will.

Und auch diese Erzähl-Situation:

ein junger Mann bekommt Herakles als Beispiel vorgehalten,
auch diese Erzähl-Situation ist durchaus prototypisch.

Herakles am Scheidewege, das ist von nun an die Geschichte, die man jungen Fürsten, angehenden Königen, jugendlichen Herrschern vor Augen führt, um sie auf die Bedeutung ihrer Entscheidungen und auf die moralisch und politisch korrekte Richtungswahl bei diesen Entscheidungen hinzuweisen.

Die Prodikos-Geschichte, von Xenophon weitergegeben, verbreitet sich dann im gesamten christlichen Abendland.

Herakles am Scheidewege – das wird zu der Metapher schlechthin für die Freiheit der Wahl: zu einer Imagination, die alle Gebildeten sofort verstehen.

Der Kunsthistoriker Erwin Panofsky hat diesem Bild bereits 1930 eine umfassende Untersuchung gewidmet und genau herausgearbeitet, dass sich in dieser Geschichte drei vorher schon unabhängig voneinander auftretende Motive vereinen.

Zunächst einmal greift Xenophon in der Heracles-Geschichte auf die auch zu seiner Zeit schon ganz traditionelle Wege-Metaphorik zurück, bewegt er sich damit also auf durchaus konventionellen Pfaden.

Zum zweiten ist da die moralische Erkenntnis, dass die Tugend mühsam, das Laster dagegen süß ist.

Dabei stehen in diesem Motiv die Inhalte: was denn nun moralisch gut oder schlecht sein könnte, gar nicht zur Debatte – nur das eine ist leicht, das andere ist schwierig.

Schon Panofsky vermerkt allerdings etwas süffisant, dass die meist daraus gezogene Schlussfolgerung: was schwer falle, sei auch tugendhaft, nicht ganz zwingend, eigentlich gar nicht logisch sei.

Und zum dritten schließlich gibt es da – ganz in griechisch-rhetorischer Tradition – einen Redewettstreit.

Die beiden Damen üben sich in Kontrovers-Rhetorik, sie führen – so Panofsky – ein „...ganz selbständiges Streitgespräch“, so wie andere Schriftsteller etwa „die Erde“ und „das Meer“, „die Gerechtigkeit“ und „die Ungerechtigkeit“ oder „das Leben“ und „den Tod“ miteinander diskutieren lassen.¹

Diese drei Motiv-Stränge:

Streitgespräch, Wege-Metaphorik und Leichtigkeit des Lasters – diese drei Motiv-Stränge fließen in der Geschichte von Herakles am Scheidewege ineinander und so ist sie über die Jahrhunderte immer weiter erzählt und ausgeschmückt worden.

Nicht zuletzt hat sie eine lange und kontinuierliche Bildtradition nach sich gezogen: Seit dem späten Mittelalter entstehen immer wieder Holzschnitte, etwas später Kupferstiche und Drucke, auf denen der Jüngling Herkules mit den beiden Damen zu sehen ist, im Hintergrund steht auf der einen Seite ein mehr oder weniger prächtiges Schloss, auf der anderen Seite steinigtes Gebirge – und vor sich hat Herkules in der Regel eine Weggabelung.

Oft liegt er dabei in voller Rüstung schlafend am Boden – er scheint diese Wahl-Szene zu träumen, die dann im Hintergrund arrangiert ist:

So findet sich das zum Beispiel im Narrenschiff des Sebastian Brant von 1494:

Da wird die Prodikos-Geschichte kurz nacherzählt:²

„Hercles in syner jugent gdacht
Wes wegs er doch wollt haben acht
Ob er der wollust nach wollt gan

Oder alleyn nach tugent stan...“³

Und dann kommen auch zwei Damen mit den bekannten Vorschlägen.

In einem etwas später hinzugefügten Holzschnitt kann man das dann im Einzelnen sehen: vorne der schlafende Herkules, wieder ritterlich ausgestattet, dahinter, am Ende von zwei Wegen, die beiden Damen: die eine vornehm-zurückhaltend gekleidet, die andere von aufreizender Nacktheit – hinter ihr jedoch verbirgt sich der Tod!

Brants Moralsatire präsentiert also einen durchaus konventionellen Herkules, führt die Scheideweg-Situation als eher visionäre – im Schlaf erlebte – Wahl vor, bei der sich – wieder einmal – die Tugend über Arbeit, Mühe und Schweiß definiert.

Die Rezeption der Prodikos-Geschichte wird dann im 16. und frühen 17. Jahrhundert noch einmal intensiviert, und zwar in den barocken Emblem-Büchern, die sich damals in Europa besonderer Beliebtheit erfreuen.

Dort kommt das Motiv immer wieder vor:

In der großen Emblemata-Sammlung von Henkel-Schöne gibt es dazu eine Fülle an Belegen.

Ein Beispiel für Viele:

In Gilles Corrozets „Hecatographie“ von 1540, einer Sammlung von insgesamt 100 Emblemen und Sinnsprüchen, gibt es unter der Nr. 73 das Emblem „Entscheidung für die Tugend“, „Election de vertu“.

Zu sehen ist ein ritterlich ausgestatteter Herkules, der sich zwischen zwei Damen zu entscheiden hat.

Und dazu ist dann – wie bei den Emblemen üblich – ein Sinnspruch abgedruckt:

„Die große Straße führt ins Verderben diejenigen, die auf ihr wandeln;
Die kleine führt zum Heil, das unermessliche Freude bringt.“⁴

„Le grand chemin meine á perdition
Ceulx là qui vont par une telle voye:
Et le petit meine à saluation.
Dont on reçoit inestimable ioye.“

Klar voneinander abgegrenzt stehen da die große und die kleine Straße und an ihrem Ende Verderben und Freude gegeneinander:
that makes all the difference.

Wie gesagt:

Dazu gibt es viele Parallel-Belege in den Emblembüchern.

Eine der interessanteren Varianten findet sich bei Gabriel Rollenhagen, in seinem Tugendspiegel: „Nucleus emblematum“ von 1611 bzw. 1613.

Dort ist im Emblem Nr. 14 ein recht jugendlicher, nahezu nackter Herkules zu sehen.

Der findet sich einer unbekleideten, verführerischen Frau gegenüber, in der aber – hinter einer Gesichtsmaske verborgen – der Teufel lauert:
zu erkennen an Hörnern und einem nur teilweise sichtbaren Schwanz.

Das Gegenmodell bietet hier allerdings nicht eine weiblich allegorisierte Tugend, sondern ein würdig, irgendwie mönchshaft, in Kutte gekleideter Mann – ein Weiser, der mit Buch und Hermes-Stab ausgestattet ist und so eine wissenschaftlich-asketische Alternative anbietet.

Dieser Herkules ist denn auch einigermaßen unsicher.

„Ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll“ – „Nescio quo vertam mentem“ heißt das Motto. Und dann, im darunter stehenden Sinnspruch, klagt er und mahnt er:

„Ich weiß nicht, wohin ich den Sinn wenden soll,
hierhin ruft die überaus mühselige Tugend,
dorthin Venus und herrliche Schwelgerei
Du aber, wenn du schlau bist, ahme die Arbeiten des Herkules nach:
verachte das Vergnügen und fliehe die Lustbarkeiten.“

Auch hier also bietet das Motiv der mühsamen Tugend eine Art arbeitsethischer Entscheidungshilfe bei der Wegwahl – selbst wenn es nun eher um „Weisheit“ als um Frömmigkeit und Gottesfurcht geht.

Herkules am Scheidewege:

das ist also ein populärer und insbesondere seit der Renaissance allgemein verbreiteter Topos, der besonders gerne bei der Inauguration eines jungen Fürsten bemüht wird. Dem soll vor Augen geführt werden, dass es für ihn nun um Wahlen und Entscheidungen gehen wird – und zwar um rechte Wahlen und richtige Entscheidungen.

Immerhin erwähnt sei, dass sich die Beliebtheit des Themas auch musikalisch niederschlägt:

Sowohl in Johann Sebastian Bachs weltlicher Kantate „Hercules auf dem Scheidewege“ von 1733, als auch in Georg Friedrich Händels dramatischer Kantate „The Choice of Hercules“ von 1751 wird die Prodikos-Geschichte jeweils dramatisiert mit verteilten Rollen vorgeführt – eine der wenigen Gelegenheiten, wo Bach und Händel den gleichen Stoff bearbeitet haben.

Beliebt also ist das Thema – aber es kommt noch eines hinzu:

Früh schon verbindet sich die Hercules-Geschichte mit einem konkreten Zeichen, das von einem bestimmten Zeitpunkt an geradezu selbstverständlich mit ihr verbunden wird: dem Y.

4. Das Y: Der Buchstabe des Pythagoras

Der Anfang der Verbindung von Y-Symbolik und Wege-Metaphorik ist heute nicht mehr genau rekonstruierbar.

„Wann zuerst das Y als Signum für die Wahl zwischen zwei Wegen angesehen und als solches für eine Erfindung des Pythagoras gehalten wird, ist nicht sicher zu bestimmen.“⁵

So Wolfgang Harms, der dieser Geschichte des Y eine umfassende Untersuchung gewidmet hat.

Es gibt die Vermutung, dass dieses Y-Zeichen zunächst als Verweis auf eine Weggabelung am Eingang zur Unterwelt auftauchte und dass dabei orphisch-mythische Vorstellungen den Hintergrund bildeten.

Darüber hinaus jedoch taucht das Y schon früh immer dann auf, wenn es um die Wahl des Lebensweges besonderer Jünglinge geht: deren Entscheidung wird durch das verdichtete Buchstaben-Symbol in ihrer schicksalhaften Bedeutung markiert.

Ganz gleich jedoch ob dieses Y nun als Zeichen für Alternativen beim Weg in die Unterwelt oder für die Wahl des Lebensweges verstanden wird: Wege-Metaphern sind lange schon bekannt und verbreitet, als erstmals der Großbuchstabe Y zum allseits verstandenen Symbol wird.

Dann allerdings, insbesondere seit dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, gehört der Buchstabe des Pythagoras aus Samos, also „littera Pythagorae“ zum Standard-Repertoire der literarischen Rhetorik.

Wir haben dafür viele Belege.

Die Kenntnis des Pythagoreischen oder Samischen Buchstabens gehört zum selbstverständlich verbreiteten Bildungsgut der antiken Welt.

In den Satiren des Persius zum Beispiel, geschrieben etwa 50-60 nach Christus, wird die moralische Bedeutung knapp zusammengefasst.

„Der Buchstabe, der die Samischen Zweige eröffnet,
hat dir mit dem rechten Weg den aufstrebenden Bergpfad gezeigt.“

„Et tibi quae Samios diduxit littera ramos
Surgentem dextro monstravit limite callem.“⁶

Und in einem weit verbreiteten Vergil-Kommentar des Maurus Servius von etwa 400 nach Christus heißt es – hier in der Übersetzung von Eva Schlotheuber:

„Wir wissen, daß der Samier Pythagoras das menschliche Leben in der Art des Buchstaben Y eingeteilt hat,
so freilich, dass das erste Alter (prima aetas) unsicher ist, weil es sich – noch – weder den Lastern noch den Tugenden hingeeben hat.

Die Zweiteilung aber des Buchstabens Y beginnt mit der Jugendzeit (secunda aetas), zu welcher Zeit die Menschen entweder den Lastern, das ist der linke Weg, oder den Tugenden, das ist der rechte Weg, folgen.“⁷

Dieses Y-Signum musste gerade den frühen Christen außerordentlich gut gefallen.

Immerhin hat sich im Christentum eine starke Rechts-Links-Symbolik ausgeprägt, bei der die linke Seite als die negative und die rechte Seite als positiv bewertet wurde.

Genauso in der pythagoreischen Tradition:

auch da stehen das Heil und die Tugend auf der rechten, der Untergang auf der linken Seite – und so greifen die christlichen Prediger und Autoren gerne auf das Y zurück.

Von großer Wirkung ist da ein Gedicht von Maximinus, einem arianischen Gegner des Heiligen Augustin aus dem 4. Jahrhundert nach Christus, das lange Zeit Vergil zugeschrieben wurde: das Gedicht vom Buchstaben Y, „Carmen de Y littera“.

Indem – so beginnt der Text – indem er zwei getrennte Zweige zeigt, kann der Buchstabe des Pythagoras als Bild des menschlichen Lebens angesehen werden.

Littera Pythagorae, discrimine secta bicorni,
Humanae vitae speciem præferre videtur.⁸

Aufgespalten wie zwei Hörner zeigt der Buchstabe Y die beiden Straßen menschlichen Lebens.

Beide – so beschreibt das Gedicht dann weiter – Beide gehen ein wenig aufwärts („ascensus“), dabei beginnt der linke Weg mit einem leichtem Anstieg („facilem ascensum“), schleudert aber zum Schluss die Betrogenen in felsige Schluchten.

Der rechte dagegen ist zunächst steil und mühsam („arduus“, „difficilis“), führt dann jedoch auf einen weit höheren Gipfel („in vertice summo“) und schließlich zu seliger Ruhe.

Wer dagegen der Faulheit folgt, der schnöden Wollust nachgeht, sich vor Arbeit hütet – der muss die Ewigkeit arm, elend und schändlich verbringen.

Dieses Gedicht popularisiert im 4. Jahrhundert nach Christus das Y-Bild in weiten Kreisen und hilft entscheidend dabei, es durch die Jahrhunderte zu transportieren.

Wie diese konventionalisierte und standardisierte Bedeutung des Y genau aussieht, kann man bei Isidor von Sevilla im 7. Jahrhundert schön nachlesen.

Der fasst – deutlich auf Servius zurückgreifend – noch einmal zusammen:

„Den Buchstaben Y bildete Pythagoras von Samos zu einem Exempel für das menschliche Leben.

Der untere Schaft des Buchstabens bezeichnet das erste Lebensalter, weil dieses ja neutral ist: Bislang gab es sich weder den Lastern noch den Tugenden hin.

Die noch ausstehende Wegscheide beginnt mit dem Lebensalter des Erwachsenwerdens.

Der rechte Teil des Scheidewegs ist zwar steil, doch strebt er zu einem gesegneten Leben auf; der linke ist zwar leichter, doch führt er hinab zum Fall und Untergang.“⁹

Soweit Isidor von Sevilla, und so wandert das Y dann durch die Jahrhunderte.

Im späten Mittelalter ist die pythagoreische Wegscheide, das „bivium Pythagorae“, geradezu sprichwörtlich geworden – taucht z.B. bei Petrarca, oder Jacob Wimpfeling und vielen anderen kontinuierlich auf.¹⁰

Und auch das „Camen de Y Littera“ des Maximinus begegnet uns immer wieder:

Noch Sebastian Brant greift kurz nach 1500 darauf zurück, Karel van Mander und Hans Sachs übersetzen es – immer als vergilisch – am Ende des 16. Jahrhunderts ins Niederländische bzw. Deutsche.

Und schließlich findet auch das Y dann – oft verbunden mit der Herkules-Legende – seinen Weg in die Emblem-Bücher.

Ein Beispiel für Viele:

In Rollenhagen's: „Nucleus emblematum“ (1613) gibt es ein Emblem, das sich mit dem „Weg der Tugend“ befasst.

Zu sehen ist ein Feld, das sich an einem Hügel erstreckt, im Hintergrund eine Stadt und im Vordergrund eine Egge, die an ein großes Y gekettet ist, und das wird dann über das Feld gezogen.

Unter der Überschrift „Hier ist der Tugendweg“ – „Hac virtutis iter“ wird dann erläutert:

„Hierhin geht der Weg der Tugend und nicht nach links, wohin dich schimpfliches Vergnügen von der rechten Einsicht wegzieht.“

„Hac virtutis iter, non qua te foeda voluptas, ad laevam, recta de ratione, trahit.“

Und bei genauerem Hinsehen entdeckt man dann auf der linken Seite des Bildes auch ein Wirtshaus, auf das sich zwei mehr oder weniger schwankende Gestalten hinbewegen.

Die haben ganz offensichtlich die falsche Weg-Entscheidung getroffen.

Im übrigen spielt das Y auch in der Ikonik der Freimaurer eine wichtige Rolle: auch hier die Möglichkeiten und Notwendigkeiten menschlicher Entscheidung und Wahl symbolisierend.

Wer immer also in der Literatur oder der gelehrten Bildlichkeit einem Y begegnet, der weiß – jedenfalls bis 19. Jahrhundert hinein – worum es geht: Um die Weisheit des Pythagoras, die sich durch die rechte Wahl des Tugend-Weges definiert.

Das Y verdichtet den Sinngehalt der Herkules-Geschichte noch einmal zu einem einzigen Buchstaben-Symbol.

5. Wenn es nur so einfach wäre

Traditionell und beliebt sind die Wege-Metaphern in der europäischen Geistesgeschichte nicht zuletzt deshalb, weil sie doch so schön einleuchtend und so schön einfach sind:

Two roads diverged in a yellow wood, and sorry I could not travel both – das kennet ein jeder, sei es beim Autokauf, sei es bei der Partnerwahl

Nur:

Ganz so simpel ist das Leben in der Regel nicht – und so zeigt auch die Wege-Metaphorik, zeigt auch die Y-Symbolik bei genauerem Hinsehen bald ihre Beschränkungen.

Erste Beschränkung: Als könne man entscheiden

Die allererste, dabei gar nicht so selbstverständliche Grund-Unterstellung der Herkules-Geschichte lautet:

dass man entscheiden kann, dass wir als Handelnde – sei es politisch, sei es moralisch, sei es ästhetisch – die Herren unseres Schicksals sind.

Große Teile unserer Ideengeschichte haben sich genau damit auseinandergesetzt und herausgearbeitet, wie sehr diese Akzentuierung entweder einer Selbst-Täuschung oder einer hybriden Selbstüberhöhung entspringt.

Gerade die Bildungsphilosophie in der Tradition des deutschen Idealismus hat sich abgearbeitet an dem Wechselspiel von Ich und Welt (Wilhelm von Humboldt), das eben nicht begriffen werden kann, wenn man das menschliche Handeln in der Welt nur als Ergebnis souveräner Entscheidungsprozesse versteht.

„Bildung“ – das ist in dieser Tradition immer als ein Resonanzverhältnis verstanden worden, als ein Prozess, in dem sich nicht ein unabhängiges Subjekt autark für die jeweils richtige Handlungsmöglichkeit entscheidet.

Wie wir mit der Welt umgehen, wie wir uns in ihr bewegen – das ist eben nur sehr beschränkt verstehbar, wenn man alles Handeln in ihr als Folge von klaren, selbständig gefällten Entscheidungsprozessen auffasst.

Vielleicht ist die Herkules-Geschichte ja wirklich eher etwas für Fürstensöhne: für heranreifende Herrscher also, denen man den Anspruch der Herrschaft nicht weiter streitig macht.

Für uns andere dagegen, die wir uns mit den Vorgaben der Welt auseinanderzusetzen haben, wird ja vielleicht auch das Y leicht zum Signum einer Illusion:

der Illusion, dass wir alleine über unseren Weg entscheiden könnten.

Und mit dieser Illusion wird es dann auch zum Zeichen einer Vernachlässigung: der Vernachlässigung unseres Verflochtenseins mit den Anderen und mit der Welt.

Ganz so einfach ist es also nicht mit den geteilten Wegen – und dies auch aus noch einem anderen Grunde:

Zweite Beschränkung. Als ginge es immer voran

Wenn Herkules auch nicht weiß, wohin er gehen soll, so weiß er doch Eines ganz gewiss: dass er gehen wird, und zwar voran, nach rechts oder nach links – aber voran.

Die gleiche Logik gilt für das Y:

Auch hier bietet sich an der Verzweigung die Wahl zwischen zwei Richtungen des weiteren Verlaufs – nach links oben oder nach rechts oben.

Auf jeden Fall aber geht es weiter und nach oben.

Das Y ist kein Punkt, das Y ist kein Kreis und das Y ist auch keine Acht:

Beim Y geht es weiter und voran – wohin auch immer.

Das Y ist ein Zeichen, das von vorneherein gerichtet ist, das eine Weiterbewegung anzeigt, die zu einem Ziel, einem telos, hinführt – im Guten wie im Bösen.

Dem Y wohnt eine unhintergehbare Teleologie inne.

Tatsächlich gehört das zu den impliziten, nicht weiter hinterfragten Selbstverständlichkeiten sowohl der Wege-Metaphorik als auch der Herkules-Geschichte als auch der Y-Symbolik: dass das Leben vorwärts geht, dass man vielleicht vor die Wahl zwischen verschiedenen Richtungen dieser Vorwärts-Bewegung gestellt ist – das Vorwärts selbst aber steht nicht zur Debatte.

Herkules am Scheidewege – das ist insofern eine in sich progressistische Geschichte, eine Beispielerzählung vom Fortschritt, in welcher der Fortschritt selbst vorausgesetzt und nicht weiter problematisiert ist.

In ihren christlichen Versionen erzählt sie vom Weg zum Heil und seinen Bedingungen, ist sie insofern heilsgeschichtlich, eschatologisch angelegt.

Wenn sie politisch aufgeladen erzählt wird – zum Beispiel in den Fürstenspiegeln – ist sie geschichtsphilosophisch angelegt – immerhin weiß sie, wie es weitergeht: auf jeden Fall vorwärts, zum Guten oder zum Bösen.

Sehr einfach integriert sich dieses Motiv deshalb in eine europäische Fortschritts-Erzählung, in der Geschichte als säkulare Heilsgeschichte verstanden und interpretiert wird.

Wenn der Fortschritt des Menschengeschlechtes zum Thema und Ziel historischer Weltinterpretation wird, gewinnt die Herkules-Geschichte, gewinnt auch die Y-Symbolik zunehmend an Attraktivität.

Man muss nur die richtigen Entscheidungen treffen – und schon geht's voran, und zwar in die richtige Richtung.

Nicht zuletzt deshalb erscheint die Herkules-Geschichte für Erwin Panofsky denn auch als besonders charakterisierend für die Renaissance seit dem 15. Jahrhundert.

Aber:

Lange schon, genauer: Seit der frühen griechischen Antike, gibt es auch die Vermutung, dass unser menschliches Leben, dass auch der Gang der Natur solchen Richtungs-Logiken gar nicht folgt, dass man nicht selbstverständlich von einer Teleologie des Kosmos ausgehen kann.

Der prominenteste Gegenentwurf stammt hier von Heraklit, also aus dem 5. Jahrhundert vor Christus.

Der kann sich den Lauf der Welt und des Kosmos überhaupt nicht als pfeilförmig vorstellen; stattdessen versteht er das Werden und Vergehen von allem, was ist, in Figuren von Wiederkunft und Rückkehr:
kreisförmig also, vielleicht auch im Symbol einer liegenden Acht.

Heraklits uns nur in Fragmenten überlieferte Ideen sind geprägt von Metaphern der Gleichzeitigkeit und des Wiederkehrens.

So in Fragment B 30/31 in der Übersetzung von Bruno Snell:

„Diese Weltordnung hier hat nicht der Götter noch der Menschen einer geschaffen, sondern sie war immer und ist und wird sein:
immer lebendes Feuer, aufflammend nach Maßen und verlöschend nach Maßen.“

Also nicht auf einem dezidierten, auf ein Ziel – telos – hin gerichteten Schöpfungsakt beruht unsere Welt, sondern auf einem ewig währenden, nicht teleologischen, in Maßen – also: regelmäßig – verlaufenden Zusammenspiel der Elemente.

Das gilt auch für Leben und Tod.

In der Herkules-Geschichte droht ja fürchterlichstes Sterben demjenigen, der den falschen Weg wählt und lockt ewiges Leben, wenn man dem rechten Pfad folgt.

Bei Heraklit dagegen sind diese beiden: Leben und Tod, unlösbar miteinander verschlungen, und deshalb sind sie auch gar nicht in der linearen Logik eines Weges oder des Voranschreitens zu verstehen:

Fragment B 62:

„Unsterbliche sterblich, Sterbliche unsterblich, - lebend einander ihren Tod, ihr Leben einander sterbend.“

Da gibt es keinen Fortschritt – weder zum Tod noch zum Leben.
Vielmehr sind Anfang und Ende allen Seins von vorneherein miteinander verbunden.

Fragment B 103:

„Gleich ist Anfang und Ende auf der Kreislinie“

Damit, mit der Kreislinie, ist nun auch ein graphisches Signum eingeführt, das der so heftig zielorientierten Logik des Y entgegensteht.

Im Kreis verschlingen sich Anfang und Ende, da gibt es auch nichts zu entscheiden – man kommt ja doch immer wieder am Beginn an.

Dieser Kreis – das weiß auch Heraklit – wird sich nicht immer schließen;

unter bestimmten Umständen kann er zur Spirale werden, die immerhin einen Hauch von Gerichtetheit anzeigt.

Aber auch sie, die Spirale, kennt vor allem eine Bewegung:
die Wiederkehr an den gleichen Ort, denn sie ist gerade und gekrümmt zugleich.

Fragment B 59:

„Der Walkschraube Bahn, grad und krumm, ist ein und dieselbe“

Damit unterliegt der Gang des Kosmos bei Heraklit einer grundsätzlich anderen Logik als sie der Herkules-Geschichte oder dem Y-Symbol innewohnt.

Für die Wahl des Herkules ist es substantiell entscheidend, dass sich die beiden Wege grundsätzlich, ja: geradezu heilsrelevant voneinander abgrenzen.

Und auch das Y markiert genau diesen fundamentalen Unterschied:

Wer sich einmal auf einen der beiden Wege gemacht hat, entfernt sich von der Alternative mit jedem Schritt immer mehr.

Für Heraklit dagegen gilt eine andere Wahrheit:

Fragment B 60:

„Der Weg hin und her ist ein und derselbe“

Das sollte man dem Herkules vielleicht einmal sagen – vielleicht würde es ihm manches Kopfzerbrechen ersparen.

Und auch bei Robert Frost könnte es ja sein, dass die beiden Wege, die er gehen kann, gar nicht zu so dramatischen Unterschieden führen.

„Erschien mir zweifelhaft, dass ich je wiederkommen würde“ meint er – aber vielleicht verlaufen unsere Wander-Bewegungen ja doch nicht ganz so eindeutig, sind Wege und Alternativen eng miteinander verschlungen.

Bei Heraklit jedenfalls findet sich keinerlei Teleologie, welche die Welt beherrschen und bewältigen und den Lauf der Dinge vorantreiben will.

Auch das Bild des Weges ist bei ihm „zersetzt und aufgehoben“¹¹ in der Akzentuierung auf Widersprüchlichem, Paradoxem und auf den Unwägbarkeiten des Lebendigen.

Da geht nichts voran.

Von dieser Nicht-Teleologie des Heraklit geht eine lange Wirkungsgeschichte aus – in der Neuzeit über Goethe und Nietzsche bis hin zu Heidegger.

Immer taugt Heraklit als Gewährsmann und Begründer eines Denkens, das sich der linearen Fortschritts-Orientierung, wie sie für unsere Zivilisation so charakteristisch geworden ist, entzieht bzw. entgegen stellt.

Dritte Beschränkung: Als gäbe es nur zwei Möglichkeiten

Recht simpel ist die herkuleische Entscheidungs-Situation ja tatsächlich: immerhin findet er sich zwischen zwei und nur zwei Alternativen.

Und das ist ja auch die eher einfältige Logik des Y:
Auch hier gabelt sich der Weg in zwei und nur zwei Richtungen.

Das aber ist in der Welt und im Leben denn doch eher seltener der Fall.

Tugend und Laster mögen sich fundamental unterscheiden – dazwischen aber gibt es vor allem eine Vielzahl von anderen Handlungs- und Lebensmöglichkeiten, einen moralischen Graubereich sozusagen, in dem sich Entscheidungen nicht einfach binär einer von zwei Möglichkeiten zuordnen lassen.

Dass sich der Wanderer bei Robert Frost zwei Wegen gegenüber sieht und dann bedauert, nicht beide wählen zu können – sorry I could not travel both – das stellt ja denn doch bereits eine einigermaßen luxuriöse Entscheidungssituation dar:

Es könnten doch viel mehr Wege vor ihm liegen, das Di-Lemma, dem er sich gegenüber sieht, könnte sich zum Tri-Lemma ausweiten usw. usw.

Die das Leben bestimmenden Entscheidungsprozesse auf Di-Lemmata, auf binäre Alternativen zu reduzieren, das mag vielleicht didaktisch geschickt sein, mag auch den Bedürfnissen zur beruhigenden Vereinfachung komplexer Verhältnisse entgegen kommen – es entspricht aber weder dem Ablauf historischer Prozesse noch der schlichten Lebenserfahrung.

Zumeist stehen wir ja doch vor einer Fülle an Möglichkeiten, wären wir schon froh, wenn wir es mit nur zwei Alternativen zu tun hätten – beim Autokauf oder bei der Partnerwahl.

Das Y erscheint vor diesem Hintergrund als eine vereinfachende Chiffre, die damit zugleich auch restriktiv wirkt.

Man kann auch hier noch einmal auf Heraklit verweisen:

In seinen Fragmenten finden sich immer wieder Gedankenfiguren und Bilder, die eben nicht die Notwendigkeit der Entscheidung, sondern die Gleichzeitigkeit von Widersprüchlichem in den Vordergrund stellen.

Für ihn gilt – Fragment B8:

„Das Widereinanderstehende zusammenstimmend und aus dem Unstimmigen die schönste Harmonie“

Dieses Wissen um Paradoxa und Vielschichtigkeiten;
um die Verwandtschaft und Nähe des Verschiedenen;
um die Wege, die scheinbar auseinander und dann doch wieder zueinander führen:

Dieses Wissen lässt all die Herkules-Geschichten, lässt auch das Symbol Y als recht simpel erscheinen.

Vielleicht wäre es für den armen Herkules ja ganz vergnüglich und auch für seine moralische Entwicklung bekömmlich, wenn ihm drei oder vier oder fünf Damen entgegen träten.

Und wenn er sich nicht nur zwischen Tugend und Laster entscheiden müsste, sondern vielleicht auch noch die Genügsamkeit oder die Nützlichkeit oder die Heiterkeit oder die Großzügigkeit – um nur einige Möglichkeiten zu nennen – ihn zu überzeugen versuchten.

Das strikt binäre Arrangement sowohl des Herkules-Stoffes als auch des Y wirkt doch auch und vor allem restriktiv und einengend.

Paul Watzlawick hat in seiner Basis-Analyse menschlicher Kommunikation herausgearbeitet, wie wichtig und förderlich es sein kann, sich genau daraus: aus der binären Logik des Entscheidungszwanges zu befreien.

Ausführlich behandelt er die auf Geoffrey Chaucer zurückgehende Geschichte eines Ritters, der sich mit einer Hexe herumzuschlagen hat und von ihr immer weiter vor irgendwelche Wahlen und Proben gestellt wird.

Immer wieder findet er sich in der Situation des Y wieder, muss er sich für einen von zwei ihm vorgegebenen Wegen entscheiden.

Bis es ihm endlich gelingt, sich zu befreien:

Als er wählen soll, ob er lieber mit der alten, hässlichen aber treuen Hexe oder aber mit einer jungen, schönen, jedoch untreuen Frau leben will, steigt er aus diesem Dilemma-Spiel aus:

„Ich wähle keine der Beiden“ ruft er aus: „I do not fors the whether of the two“.

Und siehe da:

die hässliche Hexe, die vor ihm steht, verwandelt sich in eine schöne, treue und ihm lebenslang ergebene junge Frau.

Durch seinen Ausstieg aus der binären Logik der Herkules-Situation überwindet der Chaucer'sche Ritter deren Reduzierungen und Einengungen, und für Paul Watzlawick ist das die einzig gesunde Lösung.

6. Nach Jahr und Jahr und Jahr: ages and ages hence

Freilich: So reduziert die Logik des Y auch sein mag: Sie hat doch auch immer etwas Großartiges – nicht umsonst ist sie ja mit dem Namen des Herkules verbunden.

Die simple Chiffre des Y wirkt nicht nur vereinfachend – sie ist vor allem für eines gut: für Heroisierung.

Denn das ist er ja immerhin, dieser Herkules: Ein Held.

Indem er sich für den schmalen, mühsamen Weg entscheidet, in einer klar gegebenen Alternative die richtige Wahl fällt, ist er ein Heros, der später dann voller Genugtuung auf diese seine frühere Entscheidung wird zurückblicken können:

„Wie gut, dass ich diesen – den richtigen – Weg gegangen bin.“

So wird man Held.

Die Scheideweg-Szene mit ihrem vereinfachenden Dezisionismus gehört sozusagen zum Standard-Repertoire der Heroisierung.

Die reduziert komplexe Zuspitzung auf eine einzige Entscheidungs-Situation macht es im Nachhinein möglich, den Entscheidenden als Besonders und die Entscheidungssituation als Herausgehobene zu charakterisieren:

Wie gut, dass ich mich damals, gegen alle Anfechtungen so – also: richtig – entschieden habe.

Kein Zögern, kein Hadern, keine Ambivalenzen.

So kann sich ein jeder als kleiner Herkules, kleiner Cäsar oder kleiner Napoleon verstehen, so entsteht dezisionistischer Kitsch.

Und hier lohnt es sich nun, noch einmal auf Robert Frosts Gedicht zurückzukommen, das er selbst ein „trick poem“ genannt hat.

Erinnern wir uns:

nachdem er die Wege-Situation lang und breit beschrieben hat, scheint er in der vierten und letzten Strophe noch einmal einen Schritt zurückzutreten:

In der Celan-Übersetzung:

Dies alles sage ich, mit einem Ach darin, dereinst
und irgendwo nach Jahr und Jahr und Jahr:
Im Wald, da war ein Weg, der Weg lief auseinander,
und ich – ich schlug den einen ein, den weniger begangnen,
und dieses war der ganze Unterschied.

Im Original:

I shall be telling this with a sigh
Somewhere ages and ages hence:
Two roads diverged in a wood, and I-
I took the one less traveled by,
And that has made all the difference.

Dieser Seufzer – “sigh” - , dieses “Ach!” verleiht dem Sprech-Gestus des Gedichtes eine merkwürdig selbstironische, gegenüber allen Heroisierungs-Tendenzen kritische Wendung.

Was vorher erzählt wurde:

die heldenhafte Wahl-Situation, der Schritt auf die „road less traveled by“, wird nun plötzlich zum Element einer Lebens-Legende, einer Selbst-Inszenierung, die – durchaus distanziert dargestellt – dem ganzen Gedicht eine völlig neue Färbung verleiht.

Die Rede ist nun nicht mehr von einer ungebrochen-existenziellen Entscheidungs-Situation, sondern von dem Versuch eines lyrischen Ich, sich als heldenhaft Wählender selbst zu stilisieren.

Da arbeitet jemand an der Erzählung von sich selbst.

Mit dem Seufzer gibt er zu erkennen, dass das alles gar nicht so eindeutig oder auch nur zweideutig war;
dass schon diese binäre Anlage der Lebens-Entscheidungen zunächst und vor allem auf einem beruht:
auf der melancholisch-ästhetisierenden Konstruktion der eigenen Schicksals-Geschichte.

Auch das lernen wir aus Robert Frosts Gedicht:

Wer immer sich als Herkules in Szene setzt:
heroisch über den eigenen Lebensweg entscheidend,
der sollte vor allem über Eines nachdenken:
Über die innere Logik und die Konsequenzen und die immanenten Beschränktheiten dieser seiner Selbst-Stilisierung.

Vielleicht ist Herkules für unser Alltags-Leben ja doch nicht die rechte Leitfigur.

¹ (Panofsky 44)

² Panofsky Tafel XVIII

³ Panofsky 53

⁴ (Henkel, Schöne, 1642/1643)

⁵ Harms 42

⁶ Persius, Satiren, III, Leipzig 1843, S. 56-57; vgl. Schlotheuber, S. 75

⁷ Servius, zit. n. Schlotheuber 74.

⁸ Harms 161

⁹ Isidor, Etymologiae, I, III, 7; vgl. Lambertus Ocken, Kommentar zur Artusepik Hartmanns von Aue. Amsterdam 1993. S. 198

¹⁰ Panofsky 65

¹¹ Becker, S. 146